rscheinungstag: Mittwoch

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524. Anzeigen-Annahme
durch den Verlag und sämtliche Annoncen-Expeditionen

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

RSTER JAHRGANG — BERLIN / DONNERSTAG / DEN 24. MÄRZ 1910 / WIEN — NUMMER 4

NHALT: STEFAN WRONSKI: Lob der Korruption / ROBERT SCHEU: Bildung / KARL KRAUS: / ELSE LASKER-SCHÜLER: Gedichte / ADOLF NTZ: Die Hochzeit des Gilles de Rais / ROBERT HEU: Karl Lueger / WILHELM ALTMANN: rliner Zukunftsopern / ST. W.: Höfliches Bekenntnis / R.: Der Dalai-Lama / ALFRED DÖBLIN: Zirkuspantome / RUDOLF KURTZ: Neue Bücher / Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Lob der Korruption

Von Stefan Wronski

Unsere lieben Nationalisten flammen in heller Schadenfreude über den neuesten Skandal von Frankreich. In Deutschland könne so etwas nicht vorkommen, wie der Millionenbetrug des „Liquidators" Duez, brüsten sie sich; und der Pharisäerdank, daß man nicht sei wie jene, schwält übelduftig durch unseren Blätterwald. Im Reichstag hat ein sächsischer Abgeordneter sogar sein Bekenntnis zur Monarchie darauf gegründet, daß nur in Republiken solche Riesenkorruption möglich sei. (Der Herr hat übrigens die Wirklichkeit zierlich dahin korrigiert: Frankreich sei eine sozialistische Republik. Als ob Herr Aristide Briand nicht mit vollen Segeln in den Hafen der Bourgeoisie eingelenkt wäre; und als ob irgend ein Staat mehr den Charakter kapitalistischer Souveränität tragen könnte, wie eben Frankreich!) Gewiß, Herr Duez hat viel unterschlagen. Aber er scheint es sehr geschickt gemacht zu haben. Jedenfalls liegt hier eine geistige Potenz vor (die körperliche dieses Liquidators wurde von einer rachsüchtigen Geliebten, bei ihrer Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter, ein bißchen angezweifelt). Und dann hat Herr Duez all die Millionen der frommen Mönche und Nonnen, anstatt sie der Republik zuzuführen, galanten Frauen geopfert. Kann ein Diebstahl zu menschlicheren Zwecken begangen werden? Herr Duez brauchte Frauen, und die Frauen brauchten Geld . . . Da nun infolge Briands séparation de l'état et de l'église gerade diesem Herrn Duez der Kosten eines Flüssigmachers riesiger Mönchsvermögen zufiel —: konnte die Entwicklung noch zweifelhaft bleiben? . . Natürlich unterschlug Herr Duez in Duezformat und nicht im Duodezformat. Aber er hat wirklich jegliche Milderung für sich: denn indem er, wie es scheint, klerikale Kreise in seine Korruption hineinzog, nahm er, falls die Sache zum Klappen käme, der antiministeriellen Opposition von vornherein alle Stoßkraft und machte es Herrn Briand leicht, in der Kammer die Deputiertenerregung zu glätten.

Herr Duez ist korrumpiert. Vielfach, in früheren Skandalen, hat sich gezeigt, daß es in Frankreich Korruption, Bestechlichkeit gibt — in großem Maßstabe, Korruption mit allen Ingredienzien. Bei uns kommt das nicht vor. Unsere Beamten sind weder bestechend noch bestechlich. Von Zeit zu Zeit singt irgend ein Kanzler oder Staatssekretär ihrer Pflichttreue eine Generalhymne (die für alle im Dienst Befindlichen gelten soll). Aber sollte diese nie versuchte Tugend gar so entzückend sein? Wen niemand zu bestechen wünscht, der kann leicht „anständig" bleiben. (Daß man in Deutschland solche Selbstverständlichkeiten ausbrüllen muß!) Natürlich werden nur Leute von Geist und Tatkraft bestochen. Der Käufer wirft doch sein Geld nicht weg. Und man erinnert sich des Stoßseufzers eines deutschen Professors der Nationalökonomie auf dem letzten Kongreß des Vereins für Sozialpolitik: „Wenn nur unsere Beamten etwas bestechlicher und dafür auch etwas interessanter und tüchtiger sein wollten!" Also diese deutsche Tugendhaftigkeit bedeutet nichts. Bei uns begreift man nicht einmal die erfrischenden geistigen Werte der Korruption. Erfordert sie nicht höchste Umsicht, Wachsamkeit, Raubtier-Bereitschaft und unbürgerlichen Mut?! Wer, wie ich, in der Korruption ein achtungswertes Präzisionssystem der Selbstsucht sieht: das logische Röhrenwerk, in dessen Geheimgänge alle großzügige Genußfähigkeit durch die moderne Kontrolle gepreßt wird —, der wird den Korrumpierten dankbar sein dafür, daß sie sind, daß sie ihre nervenpeitschenden Rollen aufrecht erhalten, ihre verdammten Dramen agieren und uns schillernde Bilder von Gefahren, starren Blicken, wilden Griffen bieten. Und er wird den Ländern dankbar sein, in denen die Korruption Größe, Stil, Wurf hat. Nur die subalterne Verderbnis ist schlimm. Die große Korruption ist ein wertvoller Bestandteil geistiger Kultur — eine kunstvoll organisierte List, eine Verschwörung, die — Frankreichs Geschichte hat's bewiesen — häufig zur Operette und bisweilen zur revolutionären Tragödie führt. Der Tugendhafte ist faul; der Korrumpierte tätig —, auf gefährlichem Gelände tätig, beglückt und ruiniert —; welcher von beiden wird uns mehr interessieren, tiefer bereichern? Bei den Unterschlagungen des Herrn Duez könnte der Fall eintreten: daß die Belustigung, die dieser Skandal ein paar Genießern brächte, mehr wert wäre, als die dicken Millionen, die der Staatskasse der französischen Republik entgangen sind.

Bildung

Von Robert Scheu

Der Schmerz, den die heutige Schule in uns erzeugt, ist der Wiederschein eines tieferen unbekannten Leidens, einer konstitutionellen Krankheit, die unseren ganzen gesellschaftlichen Körper in allen Teilen durchdringt. In der Schule drängt sich nur das Gewissen der Zeit zusammen. Es wird dort das Leiden offenbar, während die Schuld verborgen bleibt. Besitzen wir überhaupt eine geistig-ökonomische Gliederung, die imstande ist eine Bildung zu schaffen?

Die unsere Zeitbildung beherrschende und genießende Klasse will Bildung ohne Kultur. Um sich den Unterschied zwischen Bildung und Kultur deutlich zu machen, versuche man sich auszudenken, was für eine Figur etwa Dante in unserer Zeit machen würde, wenn er unversehens aus dem Grabe auferstünde. Er wäre nach unseren Begriffen ungebildet. Dennoch repräsentiert er eine der höchsten Kulturen, die man je gesehen hat. Man wird geltend machen, er habe die Bildung seines Zeitalters besessen. Aber auch so, wie er ist, in unsere Zeit hineingestellt, wäre er uns durch seine persönliche Kultur und Geistigkeit überlegen, einfach darum, weil seine Bildung in Persönlichkeit umgesetzt und restlos aufgegangen ist. Bildung, die keine Lebenshaltung und Würde gibt, nicht in Blut und Rasse übergeht, keine Weltanschauung produziert, ist kulturlos und geradezu kulturfeindlich.

Unsere Zeit, richtiger: die Privilegierten unserer Zeit möchten den geistigen Besitz auf einen Schlag in Bausch und Bogen, möglichst billig, anstrengungslos und in der Schulzeit zusammengedrängt bekommen. Es soll auch geistig ein arbeitsloses Einkommen geben. Sie sagen: So und soviel gebe ich für meine Bildung aus; aber damit genug; damit will ich mir ein für allemal meinen geistigen und gesellschaftlichen Rang sichern.

Das Bürgertum steht zur Schule in einem verwandten Verhältnis, wie zur Prostitution. Die Prostitution soll der Abzugskanal der ganzen Gemeinheit und Roheit sein, um darauf als Ueberbau die intangible Ehe, den Idealismus der Ehe zu errichten. Umgekehrt soll die Schule die Sammelstelle des ganzen Idealismus bilden, um von diesem das übrige Leben zu entlasten und es desto unbekümmerter dem Geschäfte widmen zu können. Darum wird von der Schule eine möglichst fertige allgemeine Bildung gefordert, die sich möglichst begriffmäßig, das heißt unverlierbar gedächtnismäßig überliefern lassen soll.

Statt dessen erntet das Bürgertum Willensschwäche und Trivialität. Hier kommen wir zu der merkwürdigen Erscheinung der Trivialität, die allmählich zu einer Landplage wird und die Aufmerksamkeit aller feiner organisierten Menschen auf sich zieht. Die moderne, alles überwuchernde Trivialität ist eine Folge unseres Bildungsbetriebes.

Weininger hat Genialität für eine Pflicht erklärt. Genialität können und wollen wir nicht allgemein fordern, wohl aber das Abbild der Genialität, ihr Miniaturbild: Individualität. Wir fordern die Individualität als eine Pflicht. Wir würden ein Dasein für möglich und erreichbar halten, in dem jeder Lebende zugleich eine Individualität wäre, und die Palette der Natur in unerschöpflichen Farben erglühte. Die Ahnung davon, daß die Natur reich genug wäre, Individualitäten in unbegrenzter Qualität und Quantität zu erzeugen, gibt unserm ganzen Erdenstreben seine Berechtigung, seinen Elan. Diese Ueberzeugung ist die Seele der Freigeisterei. Sie macht uns in unseren Anforderungen gebieterisch, sie berechtigt uns zur Satire, sie gibt den purpurnen Untergrund unserer Leiden, unseres Pathos, unserer politischen Schwungkraft. Die Zuversicht zur Differenzierbarkeit des Menschengeschlechts ist unser letzter Optimismus, unser höchster Glaube.

Nun trägt allerdings schon der Menschheitsrohstoff alle Zeichen der Trivialität und Banalität an sich. Aber erst durch die Bildung werden sie zur Kalamität. Der ungebildete Mensch ist trivial ver-

möge seiner rohen Sinne, seiner trüben Wahrnehmung, seines dumpfen Gedächtnisses. Die Mehrzahl der Menschen sieht nur verschwommene Umrisse, verwechselt, hört schlecht, insbesondere fehlen die Qualitäts- und Quantitätsmaßstäbe. Zu sehen, daß Menschen nicht sehen können, erbittert. Gleichwohl ist dies die verbreitetste menschliche Eigenschaft. Das Generalisieren, das überstürzte Urteilen, blind-mechanische Reagieren auf alle Reize, die hemmungslose Torheit, — das sind die Geißeln des menschlichen Verkehrs.

Der triviale Mensch denkt statt in Elementen, in groben Komplexen. Wundt behandelt einmal die Frage, ob die Tiere denken, und kommt zu dem Resultat, daß nicht einmal die Menschen regelmäßig denken. Belauscht man die Gespräche alter Betschwestern, so wird man gewahr, daß sie ganze Sätze sagen, die man schon anderswo gehört hat, daß sie Gespräche aus fertigen Sätzen bilden, die Sprachbestandteile geworden sind. Sie konversieren sozusagen in lauter Sprichwörtern. Es ist unzerlegtes Denken. Ihre Gehirne gleichen den Kinderbaukasten, die fertige Fenster, Türen und Tore enthalten, woraus das Kind nur eine beschränkte Anzahl von Kombinationen bilden kann.

Eine falsche Psychologie hält das Einfache für das Aeltere, das Zusammengesetzte für das spätere, baut darauf Sprachlehre, Sprachunterricht und ähnliche Disziplinen. Noch unsere Urteilslehre krankte bis vor kurzem darunter. Jetzt erkennt man immer deutlicher, daß Urteilen gleichbedeutend ist mit Zerlegen, Herausholen der Elemente aus dem Inhalt des Zusammengesetzten.

Die Trivialität entsteht nun dadurch, daß die trüben Intellekte, so wie sie in der Anschauung mit ganzen Umrissen operieren, auch begrifflich und im Empfindungsleben zurückbleiben, in ganzen Komplexen statt in Elementen denken. Insofern dies ein Zurückbleiben in der Differenzierung, der höchsten ethischen Pflicht ist, empfinden wir trivale Menschen als widerlich, abstoßend und schädlich.

Es ist offenbar, daß die Trivialität durch alles begünstigt wird, wodurch größere unzerlegbare Denkkomplexe bereit gestellt werden.

Das tut aber die kulturlose Bildung ganz allgemein. Der gebildete Mensch offenbart seine innere Trivialität viel aufdringlicher als der Ungebildete, beziehungsweise, Bildung kann geradezu trivial machen, indem sie ganze Komplexe von Anschauungen, Kenntnissen, Parteimeinungen, an die Hand gibt, die unberührt ins Bewußtsein eingehen. Der Gebildete verfügt außerdem noch über ein gerütteltes Maß Begriffstrivialität und wird dadurch zu einem Schrecken der Schrecken, zum enfant terrible der Bildung.

Das Bürgertum züchtet diese Trivialität in der Schule. Es braucht sie, weil es den Bildungsschein als soziale Versicherungsprämie zahlt.

Das offenbart sich besonders eklatant in der sogenannten Frauenbildung. Frauen werden durch unseren Bildungstrieb besonders gern ins Rationalistisch-Triviale verschoben. Soll man daraus schließen, daß die Frauen in ihrem Wesen trivial sind? Ehe wir diesen verzweifelten Gedanken fassen, wollen wir lieber annehmen, daß die Bildung ihr wahres Wesen verschleiert und ihnen eine Maske aufzwingt; oder aber, daß sich echte und wirklich tiefe Frauenwesen gegen derartige Bildung instinktiv wehren und lieber aus ihrem Familienleben, Geschäft, Schauspielerberuf und dergleichen zu ihrer Bildung gelangen, die zugleich zweckmäßig und kulturvoll ist. Das Vorurteil gegen gelehrte Frauen ist wahrhaftig nicht Eifersucht der Männer, sondern gerade die besten und von Frauenwert durchdrungensten fühlen sich durch die Beobachtung betrübt, daß die Frauen in der Bildung verflachen oder ihre inmanente Flachheit offenbaren.

Alle zwecklose und kulturlose Bildung rächt sich als Trivialität, untergräbt die Anschauungskraft, zerbricht das Rückgrat der Willensenergie. Daher umgekehrt bedeutende Menschen oft widerstrebend und mühsam lernen, weil sie ihre Bildung organisch erleben wollen. Die schmerzvoll empfundene Unwissenheit, wie wir sie etwa beim Proletariat finden, hat kulturell als treibender Faktor einen höheren Wert als die blasierte Sattheit des planlos überfütterten Philisters.

Klassenherrschaft und hohe kulturelle Bildung wäre im Prinzip nicht unvereinbar. Aber eben deswegen, weil es theoretisch möglich ist, beweist die Schulkrise auch eine ständische Schwäche und Zersetzung der Herrschaftsinstinkte. Unsere gebildeten Klassen wagen es gar nicht, die Schule ernst zu nehmen, weil sie mit ihrer sonstigen verfehlten Oekonomie in Konflikt gerieten. Das Klassenprivileg muß beispielsweise auf dem Prüfungswissen bestehen, weil die Prüfungen die Assekuranzprämien sind, durch die bestimmte Stellungen garantiert werden. Wie könnten sich beispielsweise Militärprivilegien halten lassen, wie könnte man eine Hierarchie der Vorrechte aufbauen, wenn man andererseits Individualitäten, Persönlichkeiten erziehen wollte?

Die hart angegriffenen Gymnasial-Professoren üben allerdings Gamaschendienst. Aber das ist ihr Zweck, das Bürgertum kann einen Dippold nicht entbehren, so wenig wie seine Gendarmerie, seine Polizei, die ihm allerdings zeitweilig lästig werden, die es gelegentlich bewitzelt, aber im Bedarfsfalle doch immer wieder ruft. Das Gymnasium ist die systematische Selbstschwächung der Bourgeoisie, die unbewußte Rache, die sie an sich selbst übt, geängstigt von der Doppelfurcht vor dem Geschlecht und dem Genie.

Die soziale Ordnung zittert vor dem Geschlecht als jener Gewalt, die die gesatzte Ordnung am rücksichtslosesten durchbricht. Darum muß das Geschlechtsleben schon in der Schule als unsittlich gebrandmarkt und verdumpft werden. Eine zu reiner Geschlechtlichkeit erzogene Jugend möchte alle Hierarchien sprengen und die Prostitutionsordnung hinwegfegen. Noch mehr wird das Genie gefürchtet, der Todfeind aller privilegierten Mittelmäßigkeit, der geborene Bedränger der Korruption und Pfründen. Die Genialität zu brechen, ist daher der leitende Gedanke des Gymnasiums, seine ständige Wachsamkeit. Alle Anstalten sind darauf gerichtet, es rechtzeitig zu erkennen, um es rechtzeitig zu zermürben.

Der Spießer, der das Genie im Leben niedertritt und es aushungert, warum sollte er es in der Erziehung freigeben? Wie soll das Bürgertum, das sich am liberalen Leitartikel berauscht, imstande sein, eine Schule zu schaffen, die zur Produktivität erzieht?

Der gesunde und starke Standpunkt eines Bürgertums wäre der, daß es sich zutraute, das Geschlechtsleben und die Genialität in sich aufzusaugen und diesen Mächten seinen Platz einzuräumen. Dann wäre es allerdings gerechtfertigt und gerettet. Wir sehen aber, daß es diese Kräfte verleugnet, fürchtet und mit allen Mitteln zu Tode peinigt. Was es dabei eintauscht, ist die Korruption. Wären die privilegierten Klassen imstande, Bildung in Kultur umzuwerten, wäre sie imstande, mit dem Genie Frieden zu machen und dem Geschlechtsleben ohne Lüge und Tartufferie gegenüber zu treten, dann dürften sie allerdings auch jene Rekrutierung der Lehrer und Schüler wagen, die zur Gesundung der Schule erforderlich ist. Die wahre Reform der Schulen müßte damit beginnen, daß wir die törichte Furcht vor den erhabensten Naturgewalten über Bord werfen und gleichzeitig die Korruption unseres ganzen sozialen Lebens mit Feuer und Schwert bekriegen.

Stil

Von Karl Kraus

Man kann nicht leugnen,daß dem Schriftsteller Bildung zustatten kommt. Wie schöne Gleichnisse lassen sich nicht gestalten, wenn man die Termini der verschiedenen Wissengebiete bei der Hand hat! Es kommt also darauf an, sich dieses Material zu beschaffen. Wahrlich, man braucht es fast so notwendig wie Papier und Tinte. Aber haben Papier und Tinte einen schöpferischen Anteil am Werk? Bin ich kein Schriftsteller, wenn ich die Vergleichswelten nicht selbst bereist habe? Bin ich nicht imstande, den Gedanken durch Beziehung auf einen chemischen Vorgang zu erhellen, weil ich diese Beziehung bloß ahne und mir der Fachausdruck fehlt? Ich frage einen Gelehrten oder ich frage ein Buch. Aber in solchem Falle leistet auch das Fremdwörterbuch alle Dienste. Eine Kennerschaft, die ich mir aus einem Fachwerk holte, würde die künstlerische Fügung sprengen und dem Schein der Erudition den Vorrang lassen. Es wäre die hochstaplerische Erschleichung eines Makels. Die Nahrung des Witzes ist eine landläufige Ration von Kenntnissen. Es darf ihm nicht mehr vorgesetzt werden, als er verdauen kann, und unmäßiges Wissen läßt die Kunst von Kräften kommen. Sie setzt Fett an. Nun gibt es Literaten, denen es eben darum zu tun ist. Ihnen ist die Bildung nicht Material, sondern Selbstzweck. Sie wollen beweisen, daß sie auch Chemiker sind, wenngleich sie es nicht sind; denn Schriftsteller sind sie bestimmt nicht. Das Material kann man sich beschaffen wie man will, ohne der geistigen Ehrlichkeit etwas zu vergeben; die schöpferische Arbeit besteht in seiner Verwendung, in der Verknüpfung der Sphären, in der Ahnung des Zusammenhanges. Wer schreibt, um Bildung zu zeigen, muß Gedächtnis haben; dann ist er bloß ein Esel. Wenn er die Fachwissenschaft oder den Zettelkasten benützt, ist er auch ein Schwindler. Ich kenne einen Publizisten, der sich lieber die fünf Schreibefinger abhacken ließe, ehe er in einem politischen Leitartikel, der jene dürrste Tatsächlichkeit der Welt behandelt, die der Welt leider unentbehrlich ist, das Wort „Balkanwirren" gebrauchte. Er muß „Hämuskomödie" sagen. Und solche Geistesschweinerei findet im heutigen Deutschland Anklang! Eine typische Figur der Lokalchronik ist jener „Unhold", der vor Schulen den herausströmenden Mädchen Dinge zeigt, die sie in diesem Alter noch nicht sehen sollen. Was bedeutet aber seine Schädlichkeit gegenüber einem Treiben, mit dem die Schulweisheit vor dem Leben exhibitioniert? Die unerhörte Zumutung, uns bei Besprechung der verworrensten Balkanfragen auch noch in die klassische Geographie verwickeln zu lassen, empfinden heute die wenigsten als Plage. Wäre es selbst kein Defekt, mit dem hier geprotzt wird, wäre der Anblick der Elephantiasis eines Gedächtnisses nicht abscheuerregend, so bliebe der Zustand noch immer als jene ästhetisierende Sucht beklagenswert, die der Fluch unserer Tage ist. Denn die Erörterung von Balkanwirren ist eine Angelegenheit des täglichen Hausbrauches und hat mit der Kunst, also auch mit der Literatur als der Kunst des Wortes, nicht das geringste zu schaffen. Der Verschweinung des praktischen Lebens durch das Ornament, wie sie Adolf Loos nachweist, entspricht jene Durchsetzung des Journalismus mit Geistelementen, die zu einer katastrophalen Verwirrung geführt hat. Die Phrase ist das Ornament des Geistes. Anstatt nun die Presse geistig trocken zu legen und die Säfte wieder der Literatur zuzuführen, aus der sie „gepresst", der sie erpresst wurden, steuert die demokratische Welt auf eine Renovierung des geistigen Zierrats hin. Die Phrase wird nicht abgeschafft, sondern in den Wiener Werkstätten des Geistes modernisiert. Feuilleton, Stimmungsbericht, Schmucknotiz — dem Pöbel bringt die Devise „Schmücke dein Heim" auch die poetischen Schnörkel ins Haus. Ein halbes Jahrhundert lebten sie von Heine, aber dieser Zauberer, der der Unbegabung zum Talent verhalf, steht nicht zu hoch über der Entwicklung, die er verschuldet hat. Jetzt münzen sie Peter Altenberg in Zeilenhonorar um (ohne daß er etwas davon hat).

Ein Ornamentiker auf eigene Faust lebt nun in Berlin; wenn er seinen Namen nennen soll, sagt er schlicht: „Der im Grunewald". Geboren ist er nicht im Mai, sondern unterm Weidemond. Sein Kampf gilt nicht dem Kaiser, sondern einem „Zollernsproß" Der nicht in Korfu manchmal weilt, sondern in Korypho. Als Politiker ist unser Mann kein Chamäleon, sondern er gleicht dem „Tier mit den zwei Pigmentschichten unter der Chagrinhaut." Er enthüllt nicht das homosexuelle Vorleben seiner Gegner, sondern „er spreitet die Spinatgartenschande aus"; aber seine Gegner haben es sich selbst zuzuschreiben, denn sie haben zwar nicht den Verdacht päderastischen Umgangs erregt, aber „der Ruch der Männerminne haftet an ihnen". Sein Rechtsanwalt, der schlicht Bernstein heißt, kehrt nach dem Prozeß nicht nach München zurück, sondern „der Antaios ringt wieder auf heimischem Boden." Sonst ist aus dem Leben unseres Künstlers noch zu erzählen, daß er Karlsruhe nicht kennt, wohl aber die „Fächerstraßenstadt"; das Schauspiel „Frühlingserwachen" noch nicht gelesen hat, aber den „Lenzmismus", dessen Inhalt „das Männern der Knaben, das Böckeln der Mädchen" ist; Sherlock Holmes nicht auf der Bühne gesehen hat, aber den „Rampendoyle" kennt; Hurenwohnungen meidet, aber ein „Tarifeden" empfiehlt; von der Existenz Shakespeares nichts weiß, aber den „braven Bill" zitiert; die Sitte des Interviews mißbilligt, aber „der Interview" das Wort spricht. Wir hören seinen Ausruf „Freut euch und strählt die Miauzer!" Welche

rache ist das? Er will sagen, Matkowsky, der zte Löwe ist tot, die andern seien bloß Katzen. treichelt eure Katzen!" dem Publikum zuzurufen: zu langt das Temperament nicht; darum muß das rnament helfen. „Strählt die Miauzer!" Es rd als Schlagwort bleiben. Ein stilistischer iauzer preist die Löwenkraft, ein Artist literischer Mätzchen beschreibt die Urgewalt des agöden, ein publizistischer Kainz beklagt n Tod Matkowskys. Nun, sein eigentlicher Beruf ein sozialer: er will die Reichsfassade reingen. Aber sein Arbeitskittel ist ein wallendes Geand, daß Van de Velde entworfen hat, der esen ist von Olbrich und die Hände tragen hmuck von Lalique. Da geht denn die Arbeit r schwer vonstatten, und sie gleicht eigentlich ch mehr jenem langwierigen Gastmahl des Trialchio, in dessen Beschreibung es heißt: „Nun lgte ein Gang, welcher unserer Erwartung nicht tsprach; doch zog er durch seine Neuheit aller ugen auf sich." Da gab es „einen runden Auftz, in welchem die zwölf himmlischen Zeichen in nem Kreis geordnet waren, auf deren jedes der ünstler eine Speise gelegt hatte, die ihm zukam." a gab es „einen Mischmasch von einem Spanrkel und anderem Fleische, und einem Hasen it Flügeln, damit er dem Pegasus gleiche." nd „in den Ecken des Aufsatzes vier Faune, aus ren Schläuchen Brühe, welche aus den Eingeeiden verschiedener Fische wohl zubereitet war, f die Fische herunterfloß, die in einem Meeresrudel schwammen". „Dazu erscholl eine Symonie, und in der Mitte der Tafel stand ein geackener Priap, der mit allerlei Arten von Obst nd Trauben verziert war. Die Kuchen gossen nen balsamischen Duft aus, und die Gäste glaubten, daß etwas Heiliges darunter verborgen ei", erhoben sich „und wünschten Glück dem erabenen Vater des Vaterlandes." Stimmt alles. on dem Koch aber hieß es, er sei der kostbarste erl von der Welt. „Wenn ihr es verlangt, so acht er aus einem Saumagen einen Fisch, aus peck einen Baum, aus dem Schinken eine Turtelube aus den Eingeweiden eine Henne". Heiliger etronius — so arbeiten ja die Ornamentiker aller eiten und aller Gebiete! Und wir haben heute in eutschland eine geistige Küche, von deren Ereugnissen das Auge sattwird. Siehe, ein Bildungsünstler preßt die Leckerbissen von zehn Welten eine Wurst! . . Nun muß gesagt sein, daß diese

rt, das Leben zu umschreiben oder um das Leben erumzuschreiben, immerhin einer Anschauung enen könnte. Diese Umständlichkeit wäre Verirzung oder die Verkürzung wäre sinnvoll, wenn e für die Dinge gesetzten Chiffren zugleich den halt brächten, der von den Dingen ausgesagt erden soll, oder die Beziehung, in welche die inge gestellt werden sollen. Es ist also erträglich u lesen, daß einem Schauspieler die Darstellung es „Junkers von Corioli" oder von „Kleopatras üdem Freund" gelungen sei. Das Ornament ist ier ein Mittel, nicht ein Zweck. Aber dann ist es ben eine Krücke, die vorwärts bringt, und die lastik, die der Autor erreicht, bleibt doch immer die lastik einer Geschwulst. Die gehobene Sprache ebt den Sinn, den das Temperament zu heben icht imstande war. Die Schönheit geht vollends öten, wenn das Pathos sich zu einer Telegrammdresse wie „Rampendoyle" oder „Tarifeden" zuammenballt oder in einer ausführlicheren Geheimchrift sich verästelt, deren Dechiffrierung den Leser war reizt, aber nicht befriedigt. Niemand wird em Autor die Lückenlosigkeit seiner Technik beeiten und die Fleckenlosigkeit seines Materials. ber den durchaus artifiziellen Charakter dieser estaltung enthüllt er selbst, wenn er die Feder inlegt, um den Mund aufzumachen. Kostüm und chmuck sind abgetan, die Hieratik ist zum Teufel, nd fern aller Weitwendigkeit spricht ein Agitator, er die Pfiffe des Metiers kennt, ganz wie dem zuörenden Pack der Schnabel gewachsen ist. Der ben noch an der sprachlichen Beulenpest darniederlag, steht gesund vor uns, freut sich und — treichelt die Katzen. Der kostbarste Kerl von der Welt; am andern Tag macht er wieder aus einem aumagen einen Fisch und preßt die Leckerbissen on zehn Welten in eine Wurst... Ach, meinem Stil wird nachgesagt, daß sich hart im Raume die Gedanken stoßen, während die Sachen doch so leicht eieinander wohnen. Und wer von mir Aufschluß ber die Sachen erwartet, hat sicherlich recht, aus em Gedankenpferch zu fliehen. Verweilt er aber, m ihn zu besehen, so wird er eine Architektonik ewahren, in der um keine Linie zu viel, um keinen tein zu wenig ist. Man muß nachdenken; das ist eine harte Forderung, meist unerfüllbar. Aber die Forderung, die der Berliner Bildungsornamentiker stellt, ist bloß lächerlich: man muß Spezialist in allen Fächern sein oder zum Verständnis eines Satzes zehn Bände eines Konversationslexikons wälzen. Der eine schlägt auf den Fels der nüchternsten Prosa, und Gedanken brechen hervor. Der andere schwelgt im Ziergarten seiner Lesefrüchte und in der üppigen Vegetation seiner Tropen. Hätte ich mein Leben damit verbracht, mir die Bildung anzueignen, die der andere zu haben vorgibt, ich wüßte vor lauter Hilfsquellen nicht, wie ich mir helfen soll. Ein Kopf, ein Schreibzeug und etwa noch ein Fremdwörterbuch — wer mehr braucht, hat den Kopf nicht nötig!

Gedichte

Von Else Lasker-Schüler

Ein Trauerlied

Eine schwarze Taube ist die Nacht
. . . Du denkst so sanft an mich.

Ich weiß, dein Herz ist still,
Mein Name steht auf seinem Saum.

Die Leiden, die dir gehören
Kommen zu mir.

Die Seligkeiten, die dich suchen
Sammele ich unberührt.

So trage ich die Blüten deines Lebens
Weiter fort.

Und möchte doch mit dir stille stehn;
Zwei Zeiger auf dem Zifferblatt.

O, alle Küsse sollen schweigen
Auf beschienenen Lippen liebentlang.

Niemehr soll es früh werden,
Da man deine Jugend brach.

In deiner Schläfe
Starb ein Paradies.

Mögen sich die Traurigen
Die Sonne in den Tag malen.

Und die Trauernden
Schimmer auf ihre Wangen legen.

Im schwarzen Wolkenkelche
Steht die Mondknospe.

. . . Du denkst so sanft an mich.

Mein Liebeslied

Auf deinen Wangen liegen
Goldene Tauben.

Aber dein Herz ist ein Wirbelwind,
Dein Blut rauscht, wie mein Blut —

Süß
An Himbeersträuchern vorbei.

O, ich denke an dich — —
Die Nacht frage nur.

Niemand kann so schön
Mit deinen Händen spielen,

Schlösser bauen, wie ich
Aus Goldfinger;

Burgen mit hohen Türmen!
Strandräuber sind wir dann.

Wenn du da bist,
Bin ich immer reich.

Du nimmst mich so zu dir,
Ich sehe dein Herz sternen.

Schillernde Eidechsen
Sind deine Geweide.

Du bist ganz aus Gold —
Alle Lippen halten den Atem an.

Pharao und Joseph

Pharao verstößt seine blühenden Weiber,
Sie duften nach den Gärten Amons.

Sein Königskopf ruht auf meiner Schulter,
Die strömt Korngeruch aus.

Pharao ist von Gold.
Seine Augen gehen und kommen
Wie schillernde Nilwellen.

Sein Herz aber liegt in meinem Blut.
Zehn Wölfe gingen an meine Tränke.

Immer denkt Pharao
An meine Brüder,
Die mich in die Grube warfen.

Säulen werden im Schlaf seine Arme
Und drohen.

Aber sein träumerisch Herz
Rauscht auf meinem Grund.

Darum dichten meine Lippen
Große Süßigkeiten,
Im Weizen unseres Morgens.

David und Jonathan

In der Bibel stehn wir geschrieben
Buntumschlungen.

Aber unsere Knabenspiele
Leben weiter im Stern.

Ich bin David,
Du mein Spielgefährte.

O, wir färbten
Unsere weißen Widderherzen rot;

Wie die Knospen an den Liebespsalmen
Unter Feiertagshimmel.

Deine Abschiedsaugen aber —
Immer nimmst du still im Kusse Abschied.

Und was soll dein Herz
Noch ohne meines —

Deine Süßnacht
Ohne meine Lieder.

Ich bin traurig . . . .

Deine Küsse dunkeln, auf meinem Mund.
Du hast mich nicht mehr lieb.

Und wie du kamst — !
Blau vor Paradies.

Um deinen süsesten Brunnen
Gaukelte mein Herz.

Nun will ich es schminken,
Wie die Freudenmädchen
Die welke Rose ihrer Lende röten.

Unsere Augen sind halb geschlossen,
Wie sterbende Himmel —

Alt ist der Mond geworden.
Die Nacht wird nicht mehr wach.

Du erinnerst dich meiner kaum.
Wo soll ich mit meinem Herzen hin?

Die Hochzeit des Gilles de Rais

Von Adolf Lantz Fortsetzung

Verschließe nicht dein Ohr, o Bruder, diesen letzten Meditationen und sei also in Wahrheit bei mir. Feierlich habe ich vor Gott und Menschen abgeschworen Verbrechen jeglicher Art, Irrtümer wie auch Beschwörungen, alle Taten, so ich getan, das Böse kennen zu lernen. Mit meinem Gott bin ich versöhnt. Noch einmal in die Erinnerung meines Lebens hinabzuschürfen, bleibt mir geringe Frist. Diese aber will ich nützen.

Springt mir just jener Tag ins Gedächtnis, da der Vater meiner Mutter, Jean de Craon, ein Mann von hohem Alter, mich, den Vierzehnjährigen, vermählte.

Sehe noch deutlich die Kapelle vor mir, kerzenerleuchtet, den Priester vor dem Altar im goldenen Meßgewand. Sehe auch die blütengeschmückte Halle, das Gelage, die funkelnden Pokale, die speisenbeladene Tafel, von würzigen Gerüchen dampfend. Hatte ein neu blauseiden Wams, goldgesticktes Wappen meines Vaters Guy-Montmorency-Laval darauf. Die Braut, kaum dreizehn, gewaltsam fraulich gekleidet, war eingehüllt in weißseidenen Stoff, blau bestickt, eng ans Mieder geschmiegt das geschlitzte Leibchen, durch einen Gürtel begrenzt, goldgeschmiedet, drin eingefügt gar kunstvoll Karfunkel und Opal. Die lange Schleppe, pelzverbrämt, lieh der Gestalt, die kindhaft zierlich, unpassenden, feierlichen Pomp. Der Ueberwurf aus zartestem Gewebe von byzantinischem Damast war wie eine Schar ruhender Schmetterlinge lilafarben um sie gehangen. Ein Band von milchblassen Gemmen umschloß den Hals. Das lange, blonde Haar fiel aufgelöst. Damalen wars, daß ich das Weib erkannte, davon das unerforschliche Geheimnis von Liebe wie Lust gleich einem Abgrund sich tief in meine Seele schleuderte. Schon nach halbem Jahr starb — mir zum Unheil — dieses mein erstes Weib und hatte die Dreizehn eben erst vollendet. Von mir zu bösem Ritt gestachelt, schlug sie unter dem stürzenden Pferd häuptlings an einen kantigen Stein. Auf dem kindlichen Gesicht, gar blaß und von heller Zartheit, war muskelgespannt der erstarrte Ausdruck eingefangen, wie sie in atemloser Schnelligkeit kühn auf fliegendem Renner hineinsprengte in den Tau des Morgens.

Solchermaßen der ersten stürmischen Liebe von großer Heftigkeit und Kraft beraubt, wollt ich mich in frühem Gram verzehren. Aber der Vater meiner Mutter stachelte mich an, aufs Neue die Liebe zu suchen, geleitete meine Jugend, daß ich sie fand. War denn auch anfänglich glücktrunken mit meinem zweiten Ehgemahl. Noch eh ich Besinnung gewonnen oder zu entscheiden vermocht, ob wir einander mehr denn Träger fleischlicher Lust, gieng sie am ungebornen Kind unter großen Schmerzen zu Gott ein. War auf ihrem Gesicht der Tod wie der Schlaf, als ruhte sie erschöpft von den Qualen, so den nunmehr sich glättenden Mund verkrampft, wäre auch völlig von ihnen erlöst gleichwie von der Bürde ihres Leibes, wenn sie augenblicks erwachte. Was höchst seltsam sich mir ins Gehirn eingrägte, so daß ich davon träumte, sie wäre wieder geweckt.

Und suchte nach etlichen Monden abermalen die Liebe, fand sie auch rasch und unbedenklich in meinem dritten Ehgemahl, von reichem Adelsgeschlecht stammend. Mit Siebzehn vereinigte mich derselbige Priester mit mir in selbiger Kapelle wie zweimalen vorher, im festen Schloß von Machecoul, durch das heilige Sakrament. Lebten glücklich über zwei Jahre lang. Vergrub mich in allerlei Schriften und Wissenschaften, zog mit Armbrust, Speer und Falken auf die Jagd, hatte das brausende Leben der Welt zurückgestellt auf spätere Zeit, versah mich keiner Argheit.

Geschah mir eines Tages folgendermaßen eine Begegnung. Riß der Sattelgurt meines Rosses, als ich weitab vom Schloß allein über die Felder ritt, nach Recht und Ordnung zu sehen. Mußte den Sattel vor mich hinlegen und auf dem heißen, nackten Rücken des Tieres durch glühenden Sommermittag ins nächste Dorf. Im leichten Trab giengs über holprigen Weg in den Wald hinein, im Gleichmaß warf sich mein Körper auf dem warmen, festen Fleisch des Pferdes. Spürte plötzlich eine Erregung über mich gekommen, davon mir das Blut fiebrig in die Augen stieg. Nicht lange in solch dumpfer Begierde, erreich ich das Ufer des Sees. Von ohngefähr hinblickend, erspähte ich ein Leuchtendes unter den schattiggrünen Baumkronen. Ein nackendes Mädchen wars, dem Bad entstiegen, vom nahenden Hufschlag erschreckt. Trabte das Roß grad auf sie zu, war bei ihr, eh ich es hinderte, wollte dicht vorbei. Griff ich wie von einer Macht beherrscht nieder mit entschlossener Hand und hob im Bogen während des Reitens mit freudigem Jagdruf die leichte Gestalt zu mir, pochenden Herzens — — — Spät am Nachmittag wars, als wir zurück zur Stelle kamen, allwo die Kleider im Gras geblieben. Traf gar oft in den nächsten Wochen des Bauern Tochter, eine Lust nach ihr in den Sinnen, anders als jene geartet, so ich zu meinen Frauen aus adliger Zucht verspürt und von unergründbarem Stachel. Als aber der Sommer zur Rüste gieng, fand ich sie nicht mehr. Da ich nun heimlich nach ihr forschen ließ, ward mir bekannt, daß sie im Wald ermordet ward, wußte keiner, von wem. Kam mir ein gar böser Verdacht über mein Weib, das scheu und mit argen Mienen daheim saß. Haßte sie grimmig, ließ sie oftmalen mit wilden Worten an, davon sie aber ganz unterwürfig ward, von stärkerer Liebe zu mir erfüllt, wie mich's erstaunend bedünkte.

Vom großen Turnei in Nantes zog ich als Sieger heim. Gäste brachte ich mit in großer Zahl zu Jagd und Fröhlichkeit. Die Herolde posaunten durchs Land, daß Baron Gilles de Rais die Zugbrücke des Schlosses Machecoul herabgelassen für jeden, so edlen Standes war. Viel adliges Volk quartierte in den Gemächern, ihre Knechte füllten die Kammern, Kaufleute wanderten herbei, breiteten ihre Schätze aus, Spielleute schlugen ihre Zelte auf, war ein Lärmen und Treiben in der Gegend wie nie zuvor, davon mir das Leben neu und glänzend erschien. Auch eine Frau Herzogin, aus England drüben flüchtig, allwo ihr Mann geächtet und ermordet ward, hielt ihren Einzug. Eine gar stolze Frau, sehr in der Gnade des Königs, von auserlesener Schönheit und Herrlichkeit. Erfaßte mein Blut ein tolles Fieber nach ihr. Merkte bald, daß ihre Begehrlichkeit nach mir sich entflammte. Erfand ihre Liebe und Wollust erfahrener denn die meine. Und glaubte nicht anders, daß dies die Liebe war, nach der mein Suchen ausgegangen, darüber hinaus nichts Gewaltigeres an Rausch und Verzückung zu finden sei. Darein völlig versunken, erschien mir die Welt vollendet. Lernte Erlösung schlürfen aus fieberndem Fleisch mit vergrabenen Zähnen, aus Schmerzen den Genuß saugen, den Taumel der Macht aus wilder Bewegung, aus verzückten Schreien trinken. Ein anderer, ein Entfesselter, ward ich über Nacht. Später erst erkannte ich, daß sie eine jener Seltenen war, die zwar jedem sich gab, der sie entflammte, aber keinem um ein Geringeres an Kraft und Beseeltheit der Gefühle gehörte wie den andern zuvor. Wo sie ruhte, wurden ihrem Körper Spiegel gebaut und eine königliche Lagerstatt. Tausend Hände rührten sich geschäftig, ihr zu dienen. Mit ihr ritt ich an den Hof des Königs. Als ich sie an andre verlor, riß mich im Schmerz die Ueppigkeit der Sinne wirblig fort. Erfuhr gesteigerte Lust, davon ich noch nichts geahnt, erstaunte atemlos, wie ihr Geheimnis schier unerschöpflich immer neue Lüste barg, wie selbstverständlich ihr Genuß sich mir gab. Wie der Rausch gegenwärtiger Verzückung Vollendung vortäuschte, in der Raserei der nächsten die Unvollkommenheit der vergangenen sich entschleierte. Da entbrannte es in mir: „Gott, der du vollkommen bist, auch solcher Art in der Liebe thronst, welche ist die, deren Lust die letzte ist und sich völlig enthüllt, daß mein Sinn sie erkennt und mir Erlösung wird?“

In das lodernde Licht der Fackel drang sein fragender, dunkler Blick. In die Flamme schauend wie in Unbestimmbares, in einen fernen, blutenden Horizont, schloß er jetzo aufstöhnend die Augen.

„Die da Gott auf Erden vertreten, die Geweihten des Herrn, und die da irdische Gerechtigkeit vertreten, die Richter im Eid des Herzogs, und das Volk, in dessen Samen ich würgend gewühlt, sie haben vernommen, was ich getan. Daß die Flammen an meinem Leib wären, das Gehirn fräßen, auf daß die Erinnerung von mir genommen, das Bild der purpurgefärbten Fliesen, der gemordeten Leiber. Daß meine Augen verglommen lägen, auf daß sie den Stahl nicht mehr gleissen sehen an entblößten Hälsen, das vertrauende Lächeln der Knaben, die ich auf meinem Schoß tröstend gewiegt, dieweilen die Hand hinterrücks ob dem Nacken den Dolch einsetzte ins junge Fleisch! Laß es Tag werden, barmherziger Christus, daß dieser Körper im Feuer zerfalle, der den Deinen lebendampfenden, blutenden Gefäßen entnahm. Feierlich zelebrierte der Priester die schändliche Messe, Todsünde begehend, weihte Dich mit falschem Segen auf dem Altar aufgerissener Eingeweide, darein die Lüste unbegreiflich lockend sich gebettet. Da lag dein heiliger, fleischgewordener Leib und ich, der Verworfne, stand trunken davor, fühlend eine Gewalt über Natur und Lebendiges, Gewalt selbst über Dich, o Herr, ein Mittler Satans, ein Papst der Hölle, die Kirche alles Bösen der Welt, die Hostie, darein der Leibhaftige eingekörpert. Da ward mir nun Anblick und Besitz von Liebe und Lust, Tod und Schönheit und Gewalt des Bösen. In eine Stunde, an einen Ort, in ein einziges, gigantisches, atemraubendes Gefühl waren sie alle teuflisch beschworen. Aber da ich nun im Triumph stand, mich übermächtig wähnend jetzo die Vernunft in die Geheimnisse einbohren gewollt, sie endlich zu erkennen, da brauste das Chaos der Sinne in mir und Nacht verschlang den Sinn. In meiner Ohnmacht hinstürzend, dem Bösen gräßlich fluchend, rief ich von Neuem den Gott, der da ins Chaos den Sinn gepflanzt, derweilen er rief: „Es werde Licht!“

* * *

Ingrimmig knisternd verlosch der letzte Stumpf der Fackel, fiel dumpf aus dem eisernen Ring auf den Boden herab. Daß der stickige Rauch sich verzöge, stiess ich das Fenster auf. Erquicklich wehte die feuchte Nachtluft ins Verließ. Der Gefangene schauerte auf, atmete die reine Kühle ein, die war, als käme sie nicht aus dieser Welt. Und schwieg lange, derweilen der wehende Wind über mich glitt, gleich einem Strom klaren, sanften Gewässers.

Da erhob sich die Stimme des Gefangenen wieder, leise und zögernd, gleichsam die Vergangenheit aus dem Gedächtnis rückholend, daß sie ein Gegenwärtiges werde:

„Seltsam gefügte Kette der Stunden! — Wandelt Euch jetzo zurück, auf daß diese letzten durch die Erinnerung zu jenen ersten werden, in denen ich zum Mann ward! — Mondlicht war im Gemach, gedämpft durch buntfarbige, kreisrunde Scheiben, Frühling über dem bräutlichen Lager, darauf noch kein Körper geruht. Rot schimmerte die Ampel. Zur Nacht gekleidet in wallendes Gewand blaßleuchtender Seide, so geleiteten die Mägde die Braut zur Blumenpforte des Gelasses. Fast noch Kinder, eins geängstet vor dem andern in seiner Keuschheit, scheu, neugierig und zutraulich zugleich, standen wir, Mann und Weib. Sprachen beide erst kein Wort, klopften unsre Herzen gar beklommen. Bis daß ich, um zu reden, fragte, ob sie es liebe, bei offnem Fenster zu schlafen. Die Luft täte gar wohl dem Schlummernden und scheuche böse Träume. Auch wärs lustig, früh vom Lärmen der Vögel draußen sich wecken lassen. Stiegen wir also die Stufen in den Erker hinauf, standen daselbst dicht beieinander, den Duft des Frühlings auf uns. Erzählte ich von meinen großen Taten auf der Jagd. Später dann, wie ad exemplum meiner Kraft, hob ich sie empor, trug sie zur Ampel, daß sie in Angst aufschrie, sich zu verbrennen. Ueberschüttete mich ihr Haar und deckte mein Gesicht. Brachte sie jetzt auf's Lager, mutig und sehr verwirrt zugleich. Da riß der Gürtel, als sie sich kratzend rächen gewollt. Stritten und balgten uns, durch Nähe und Berührung der Körper erregt. Nach unerfahrener Nacht, Getändel, hitziger Wirrnis, Halbschlaf, in ersten Morgengrauen, als vereinzelt Vogelgetrille das Licht des Tages rief, da plötzlich, von Unentrinnbarem geleitet, in blinder Wucht, unter wütenden Küssen, ward sie mein. Achtete der Schreie nicht im besinnungslosen Kampf, nicht meiner selbst.

Jetzo aber, kaum mir wiedergegeben, lieg dicht vor mir ihr totenblasses Gesicht, das brechende Auge, jäher Atem keucht über halb geöffnete Lippen, krampfhaftes Zucken schüttelt den Körper, der mich umklammert hält. Erschreckt reiß ich mich aus der Umarmung. Und starr auf Blut. Aus offner Wunde ihres Leibes rieselt Blut und auch an mir selbst ist Blut. Da peitscht es mich fort. In die Kleider hetze ich mich, stürme durch die Tür, rufe die Mägde aus der Kammer wach und stürze drauf gradwegs über den Burghof zum Stall. Dem schlaftrunknen Knecht ein Stoß zur Seite, das Sattelzeug über das stampfend Roß, und fort gehts barhäuptig, die Zugbrücke überpolternd, hinab ins Tal. Nicht rückschauend nach dem Schloß Machecoul, gleich einem Mörder so floh ich vor mir selbst im ersten Strahl der Frühsonne.

Schluss in Nummer

Karl Lueger

Von Robert Scheu

Er mußte irgend einmal geboren werden und er wurde geboren, der Mann, der das Wesen des Wiener zur künstlerisch vollkommenen Erschei nung verdichtete. Er war nach ihrem Herzen, wie wohl keiner zuvor, und wohl keiner nach ihm sein wird, in ihm erkannten sie sich wieder, die Kleinen und die Großen. Der Wiener ist derjenige Menschentypus, der die Forderung nach Gemütlichkeit

bis zur äußersten Konsequenz ausgestaltet hat. Jedes Ding, jeder Mensch, jedes Ereignis soll außerdem, was es sonst ist, auch noch überdies gemütlich sein. So verlangt es der kategorische Imperativ von Wien. Der Wiener anerkennt nicht, daß es auch rein praktische, nüchterne Dinge, daß es grausame Konstellationen gibt, daß ein Konflikt Menschen von Menschen, Klasse von Klasse reißt, er will nicht die Kante, den Bruch, die scharfe Fläche, er will keine Tragödie. Alles und jedes Ding soll und muß irgendwie zum Gefühl sprechen, auch die trockenste Zweckhandlung soll in einem gefälligen Rahmen erscheinen, alles soll irgendwie leicht gemacht werden, selbst die Mathematik und der Tod sollen im Feuilletonstil auftreten.

Der entzückt sie, der ihnen beweist, daß keine Materie so spröde, so ernst, so hanebüchen ist, daß sie nicht „leger" erledigt werden könnte. Nirgends auf der Welt ist die Abstraktion so verhaßt, nirgends sind strikte Abmachungen so antipathisch, nirgends sind Programme so verachtet. Wenn nun ein tatkräftiger Mann solide Arbeit so hervorbringt, daß ihre rauhe Seite gar nicht fühlbar wird, wenn er reale Leistungen mit Spaß guirlandiert, dann ist er ein Held und Abgott. Die Sache, jewede Sache soll nur der Anlaß, das notwendige Uebel sein, um eine Gefühlssentaion auszulösen und etwas Persönliches zur Erscheinung zu bringen.

Die Gemütlichkeit hat eine Schwester, die Ausgelassenheit. Ausgelassenheit ist die zum Selbstzweck erhobene exzessive Erholung. Der Oesterreicher erholt sich gern, er erholt sich nach großen, aber auch nach kleinen Leistungen, manchmal sogar vor künftigen Leistungen. Arbeit in Form von Erholung, das ist des Wieners seligster Traum. Das hat ihm Lueger geboten, und weil er dabei sogar etwas Reales zuwege gebracht hat und ein großer Administrator war, so ist jetzt den Wienern der Beweis geliefert, daß es also doch geht, daß man auch fidel ans Ziel kommen kann. Sein Evangelium ist nunmehr bewiesen.

Wovon erholt sich der Wiener jahraus, jahrein? Ich denke, von der psycho-physischen Arbeit der Rassen- und Völkermischung. Völkerverdauungsmüdigkeit. Vielleicht erholt er sich auch von einem ihm aufgezwungenen Liberalismus, vom großstädtischen Industrialismus, von den Komplikationen des modernen Verkehrs? Wien ist und bleibt noch einige Zeit die Stadt der kleinen Gewerbe, der bequemen Sinekuren, der Herrschaftsdiener und Fiaker. Halber Süden. Das exakte Denken der modernen Volkswirtschaft will nicht in Fleisch und Blut übergehen. Eine Zeit lang war die Masse liberal, aber es war eine fremde Tracht, ein steifes Kleid, der Tag mußte kommen, wo die falsche Maske abgeworfen wurde. Lueger war der Befreier, der dem Volk erlaubte, sich so zu geben, wie es ist, ohne sich zu genieren. Dafür unendlicher heißer Dank.

Man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Gesinnung unzählige Male geändert habe. Aber im Kardinalpunkt bewahrte er die Treue. Er hat sich von der sogenannten demokratischen Partei getrennt, aber nur, um auf einem andern Wege die Demokratie erst recht zum Siege zu führen. Die Demokratie eines Landes ist soviel wert, wie das Volk des betreffenden Landes. Er hat schließlich doch den Mittelstand, den Kleingewerbler zum Herren von Oesterreich gemacht. Das hat er von Anfang an gewollt. Das hat er auch durchgeführt. Emporgekommen, bewahrte er diese Gesinnung, schraubte sich nie zu etwas anderm hinauf. Er schraubte sich nie zu etwas anderem hinauf. Das Schönste am Wiener ist die leidenschaftliche Abneigung gegen jedwede Pose. So war auch Lueger. Er gab sich immer natürlich, allzu natürlich. Er legte der Wissenschaft, der Bureaukratie, der Presse, dem Hofe das Joch seines Volkes auf, Er genoß seinen persönlichsten Triumph, wenn er in jeder Versammlung, war es nun die Akademie der Wissenschaften, das Parlament oder eine Schillerfeier — immer und überall die eine Sprache redete, wie sie das Volk hören wollte und verstand. Ist das nicht echt demokratische Gesinnung? Immer wieder erneuerte er seinen Sieg über die exakte Form, über die logischen Forderungen, über die Gesellschafts- und Klassengliederung. Immer wieder führte er in Ausdrucksweise und Taten den Beweis, daß die inkarnierte Volkspersönlichkeit, ohne Zuhilfenahme von Prinzipien alle diese Dinge ebensogut treffe, und besser. Er spielte immer wieder den Menschen gegen die Politik, gegen die Struktur der Gesellschaft aus. Daß es ihm gelang, ist wunderbar und gibt zu denken. Die Sozialdemokratie verhöhnte seine Partei wegen ihres bunten Gefüges, wegen der Verknäuelung der widersprechendsten Interessen. Aber daß es glückte, diesen bunten Haufen zusammenzuhalten und als geschlossene Macht zu politischen Zielen zu führen, das war ja Luegers höchster Triumph, das wars ja, was er beweisen wollte. Nun ist er tot, und wenn die Partei wirklich ihren Schöpfer nicht überleben sollte, so wäre dies ein Beweis mehr für die These seines Lebens: Wien ist ein Wesen für sich, allen Abtraktionen überlegen, und Lueger seine Offenbarung. — Seine Persönlichkeit bezeichnet übrigens die Grenze zwischen Wien und Oesterreich. Das Reich zu repräsentieren, war ihm versagt. Er war Stadtmann, nicht Staatsmann.

Berliner Zukunftsopern

Von Wilhelm Altmann

Das rapide Wachsen Berlins in den letzten dreißig Jahren, die Tatsache, daß die Zweimillionenstadt an Vergnügungssucht selbst London und Paris überflügelt, scheint in gewissen Kreisen eine Art Größenwahn hervorgerufen zu haben. Man glaubt, die Zahl der Theater noch immer vermehren zu müssen, obwohl die meisten nur mit Hilfe von sogenannten „Vereinsbillets" notdürftig gefüllt werden. An Opernhäusern war freilich bisher kein Ueberfluß.

Lange Zeit hat das Königliche Opernhaus allein dominiert; auch jetzt ist es noch in der glücklichen Lage durch das ihm allein zustehende Aufführungsrecht der Wagnerschen Werke (um nur diese anzuführen) volle Häuser zu erzielen und anderen Opernbühnen dadurch die Lebenskraft zu unterbinden.

Dies wird sich allerdings mit dem ersten Januar 1914 ändern, da, trotz aller Bestrebungen, die bisherige Schutzfrist von dreißig Jahren auf fünfzig zu erhöhen, an eine Aenderung der Gesetzgebung von den ausschlaggebenden Faktoren nicht gedacht wird. Wenn neuerdings die Gründung von Opernhäusern betrieben wird, so geschieht es ganz offenbar in der Hoffnung, die Wagnerschen Werke bald ausschlachten zu können. Alle bösen Erfahrungen, die bisher mit Operngründungen gemacht wurden, scheinen nicht abschreckend zu wirken.

Man denke an jene früheren Versuche, dem Königlichen Opernhaus Konkurrenz zu machen. Recht aussichtsvoll begann die Oper im Theater des Westens im Jahre 1898. Trotz mancher guten Leistungen, trotz mancher wirkungsvollen neuen Werke blieb das Publikum zu oft aus. Mehrfacher Direktorenwechsel wurde nötig. Unter Alois Prasch, der ohne genügende Geldmittel das Theater übernommen hatte und zudem nicht zu wirtschaften verstand, kam es zur Katastrophe; ein kurzes Direktorat seines gar zu optimistischen Nachfolgers überlieferte das schöne Haus im Jahre 1908 endgiltig der Operette.

Verheißungsvoll erschien auch die Gründung des National-Theaters im Jahre 1905. Allein der Direktor wurde von Unglücksfällen fortwährend heimgesucht, auch mißfiel das recht abseits liegende stallähnliche Haus. Nach einer Spielzeit waren die Mittel aufgebraucht und das Gebäude, in dem unter anderen eine recht gute Fidelio-Aufführung stattgefunden hatte, wurde in ein Variété umgewandelt.

Erst Herrn Gregor war es vorbehalten, in seiner im November 1906 eröffneten Komischen Oper ein würdiges zweites Opernunternehmen zu schaffen und fortzuführen. Aber auch er hat mit vielen Schwierigkeiten, vor allem im Repertoir, zu kämpfen; selbst die größten künstlerischen Erfolge zogen nicht immer das Publikum heran. Es stößt sich zum Teil an den hohen Eintrittspreisen, die durch den kolossalen künstlerischen Apparat und die Kleinheit des Hauses bedingt sind. Leider wird Berlin in zwei Jahren Herrn Gregor verlieren, der zum Intendanten der vereinigten Stadttheater in Frankfurt am Main ausersehen ist. Dort stehen ihm fast unbeschränkte Mittel zur Verfügung, um großartige künstlerische Pläne durchführen zu können. Mit seinem Scheiden dürfte die Komische Oper wohl zur Operettenbühne herabsinken.

Wenn von einer finanzkräftigen Gruppe allen Ernstes daran gegangen wird, am Kurfürstendamm eine „Große Oper" im Herbst 1911 zu eröffnen, so hätte meines Erachtens nichts näher gelegen, als zum Leiter Herrn Gregor zu berufen, dessen Inszenierungskunst vorbildlich gewirkt hat. Statt dessen wählte man unter vierundzwanzig Bewerbern Herrn Angelo Neumann. Er ist sicher einer der fähigsten Opernleiter und ein gewiegter Geschäftsmann, dessen Name in die Geschichte der Oper eingetragen ist. Ich kann ihm den Schmerz nachfühlen, daß er sich nach seinen Triumphzügen mit dem reisenden Richard Wagner-Theater mit der Leitung der Opern in Bremen und später in Prag begnügen mußte. Aber Angelo Neumann ist in letzter Zeit oft und schwer krank gewesen und wird, wenn er seinen hiesigen Amtsantritt überhaupt noch erlebt, gerade das dreiundsiebzigste Lebensjahr vollendet haben. Ein Alter, in dem er kaum imstande sein wird, sich auf dem ihm fremden Berliner Terrain zurechtzufinden und ein neues Unternehmen ruhmvoll zu inaugurieren. In Prag soll er ständig alles im alten Opernschlendrian gehen lassen. Es soll ihm hier in Berlin ein Gehalt von 60 000 Mark sowie Tantieme ausgesetzt sein. Daß diese überhaupt erzielt werden können, ist ziemlich ausgeschlossen. Mit welchem horrenden Zuschuß arbeitet das Königliche Opernhaus! Auch bei der „Großen Oper", die in erster Linie wohl der Bauspekulation ihr Leben verdankt, dürften die Unterhaltungskosten nicht viel geringer ausfallen als beim Königlichen Opernhaus, vorausgesetzt daß diesem wirklich ernstlich Konkurrenz gemacht werden soll. Auch können die Eintrittsgelder dann nicht wesentlich billiger angesetzt werden. Es liest sich ja schön auf dem Papier, daß in der „Großen Oper" fünfundzwanzighundert Personen Platz finden sollen, allein es gehört ein riesiger Optimismus dazu, auch nur zu glauben, daß täglich die Hälfte nach jener von dem Verkehrszentrum recht entfernten Gegend hinauswandern wird. Sehr bedenklich erscheint die Bezeichnung „Große Oper". Soll etwa auch jene „große Oper" der Meyerbeer und Genossen gepflegt werden, die, wie wir meinten, Richard Wagner doch endgültig erledigt hat.

Wie leichtgläubig waren jene Leute, die glaubten, von Jahresbeiträgen zu vier Mark eine neue Oper gründen und unterhalten zu können. Dieser sogenannte „Große Opernverein" sollte der Handlanger einer Aktien-Gesellschaft werden, die ein Richard Wagner-Theater erbauen will. Es soll auch „gesichert" sein, wenigstens las man in den Zeitungen, daß Hermann Gura seine Hamburger Stellung aufgibt, um Direktor des Richard Wagner-Theaters zu werden. Ob er der richtige Mann dafür ist, kann nach seinen recht anfechtbaren Experimenten des letzten Sommers in dem von ihm gepachteten Neuen Königlichen Operntheater zweifelhaft sein. Die Aufführungen waren meist nicht die in Aussicht gestellten Mustervorstellungen nach Münchener oder gar nach Bayreuther Art. Regie, Orchester und Chor, sowie die Besetzung der kleinen Rollen ließen oft zu wünschen. Die exorbitant hohen Preise standen jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem Gebotenen. Immerhin hat Herr Gura in diesem Sommer an derselben Stelle Gelegenheit, die Scharten des Vorjahres auszuwetzen. Wie ich höre, soll er sich neuerdings bemühen, ohne Anschluß an jene Aktien-Gesellschaft eine neue Gesellschaft für ein auf volkstümlicher Grundlage am Schiffbauerdamm zu gründendes Richard Wagner-Theater zusammenzubringen, während jene Aktien-Gesellschaft mit Herrn Gregeor, wohl aber vergeblich, in Unterhandlungen getreten ist. Wir hätten demnach außer der Großen Oper sogar zwei Richard Wagner-Theater zu erwarten.

Nicht ohne Bedeutung für das Berliner Musikleben ist die im alten Belle-Alliance-Theater befindliche Volksoper, die Fortsetzung der Lortzing-Oper. Der Direktor Doktor Alfieri versteht offenbar weit mehr als sein Vorgänger und besitzt auch künstlerischen Ehrgeiz. Er nimmt sich neuer Werke an und hat namentlich durch die Aufführung der „Cleopatra" von August Enna sein Institut zu Ehren gebracht. Wenn es ihm wirklich gelingt, das durchaus nötige neue Haus zu bauen, jenen „Großen Opernverein" zu beleben und seinen Zwecken dienstbar zu machen, dann erhalten wir durch ihn vielleicht eine in gewissem Sinne ideale Volksoper, für die Publikum reichlich vorhanden ist. An eine Konkurrenz mit den großen alten und neuen Opernbühnen darf er natürlich nie denken.

Wir können abwarten, was die „Große Oper" und die „Richard Wagner-Theater" bieten werden. In der Hauptsache sicher eine Ausschlachtung der Werke Wagners, die auch bei mangelhafter Ausführung ein großes Publikum anlocken. Was fehlt, was auch das gegen ausländische Komponisten viel

zu liebenswürdige Königliche Opernhaus nicht bietet, ein Institut, das planmäßig Opern der lebenden deutschen Tondichter aufführt, „die deutsche Oper", das werden jene Neugründungen nicht sein, die lediglich aus reinen geschäftlichen Gründen erfolgen.

Möchten sich doch einmal Mäcene finden, die uns diese „Deutsche Oper" schenkten und sie so versorgten, daß sie unbekümmert um den Zuspruch des Publikums neuen Talenten ihre Pforten öffnen kann.

Höfliches Bekenntnis

Hans Jäger, der Verfasser der „Christiania-Bohème", ist kürzlich gestorben. Die Feuilleton-Bureaukraten haben ihm ein paar lexikographische Sätze nachgestammelt. Sie wußten nichts von der aufreizenden Analyse dieses Bohème-Romans, des besten, der je geschrieben worden ist. Als neulich der gute Alkohol-Dilettant Bierbaum das Zeitschriftliche segnete, da traten die Feuilletons aus ihren Spalten vor Tränenjauche all der Schmierer, die sich gar zu jählings verlassen fühlten. Ihr Evangelium war der „Stilpe" gewesen, dies bohèmische Kochbuch, dieser kandierte Totentanz, diese Betrunkenheit aus der Wurzener Gosen-Perspektive. Es war genau das Buch, das, wild geworden, der Sohn der „Waldschänke" zu Connewitz bei Leipzig schreiben mußte. Daß Bierbaums Bedeutung im Sozialen gelegen hatte, in der Arbeitgeberrolle, die er als Herausgeber des „Pan" und der „Insel" gespielt, das notierte keine jener skrophulösen Zeilenschindmähren . . . Wir aber wollen wenigstens bekennen, wie wir diesen H. Jäger geliebt haben; ihn, den norwegischen Parlamentsstenographen, den sein Buch um den idiotischen Erwerb brachte; den ehrlichsten aller Dekadents; ihn, der uns im regenfeuchten, geheimnisbergenden Radmantel vor Augen steht, wie ihn Munch gemalt, im Café, beim Absynth . . . Hübsch ist's auch, an jene Szene der „Christiania-Bohème" zu erinnern, darin Björnstjörne Björnson, der Großmeister zeitgemäßer Fenchel-Honig-Phraseologie, sich so namenlos peinlich benimmt. Der Held des Romans, in schlimmsten sexuellen Nöten, geht zu Björnson. Von diesem skandinavischen Beicht- und Altvater erhofft er Rat. Und Björnson, ängstlich, bürgerlich, dennoch prall-würdig um den Schein der Freigeistigkeit bemüht, weiß dem Armen kaum ein einziges armseliges, menschliches Wort zu sagen. Eine bourgeoise Gänsehaut breitet sich hier aus. Seitdem Jäger diese Seiten schrieb, ist Björnson für die Bohèmes tot (für die Bohèmes, über die heute jedes sumpfige Normalhirn ein paar verächtliche Clichés parat liegen hat; über die jenen Blödianern das geringste zu verraten nicht lohnt; die aber in zeitlose Heiterkeit fallen, so oft einer jener Wische ihren Blick passiert).

Stefan Wronski

Der rote Dalai Lama

Der Dalai Lama ist aus Tibet vor den Chinesen geflohen; er ist nach Kalkutta gegangen. Als er um Hilfe bat, haben ihm die Engländer zwar nicht sein Land, aber unumschränkte Gewalt über alle Tapetenmuster gegeben; er darf jetzt in einem gelben Hause wohnen und soviel Gebetmühlen drehen lassen, wie nur ein Esel treiben kann. — Das niedere preußische Volk wandert, aus dem Hause seiner Wahlvertretung vertrieben, auf dem Wege der Sozis; es darf in einem roten Hause wohnen und soviel Versammlungen abhalten, soviel blutige Fahnen schwenken, wie die farbenblinde Luft verträgt; es darf auch in den Tiergarten spazieren, sich heiser schreien und blutige Köpfe holen. Aber nach Tibet, nach Tibet wird es nicht ziehen. Denn der echte Deutsche kommt immer, wenn er nach Tibet will, durch die Stadt Hornberg.

R. R.

Zirkuspantomime

Auch ich war zu „Marja". Es ist ein wahrhaft interessantes Stück. Als darin nämlich ein Fürst eine unbemittelte Jungfrau in edelster Absicht an sich pressen will, hält auch sie seine körperliche Untersuchung für opportun und prüft die Klopfempfindlichkeit seines Schädels mit einem Säbel. Was der Säbel krumm nahm, den Fürsten aber bestimmte, seine große Mütze aufzusetzen und Tänzerinnen kommen zu lassen. Diese vertraten den Grundsatz: „Jeder seine eigene Großmama"; nach Generationen konzentrisch geordnet, besangen sie ihn mit dem Liede: „Schnürsenkel, Urenkel, Henkell-Trocken und Rindfleisch in einem Zirkus beisammen sind, oh Fürst". Ihr Busen imitierte patriotisch das heimatliche Flachland, doch hob er sich zuweilen gummigekräftigt, wie eine Blähung von Harden. Sie trugen Stulpenstiefel aus demselben Leder, aus dem Bab seine Aufsätze für ein Theaterblättchen schneidet. Aus Mangel an Anklang in Europa zogen sie gemeinsam nach Sibirien, wo sie aber unter ihren Armbändern, die an die Beine verrutscht waren, und unter dem Berliner Lokal-Anzeiger, welcher in Schnipseln regnete, sehr zu leiden hatten. Da die Herrschaften, von dem langen Wege beschmutzt, nicht freiwillig baden wollten, so entschloß sich die Regierung zu einem Gewaltstreich. Nach Absperrung des Treptower Parkes ließ sie das Publikum „Stille Nacht, heilige Nacht" singen, drängte es dann unversehens auf eine rasch aufgebaute Rutschbahn, und, dem Trieb gehorchend, nicht der eigenen Not, flogen sie hinab, nachdem sie rasch mit sechs Eisbären ein Schutz- und Rutschbündnis, eine Art Eis-Block, abgeschlossen hatten. Das Eis der Eisbären schmolz aber in der Wärme des Bades, die Bären liefen weg, und so war das Volk wieder mal allein. Entrüstet sang es die zweite Strophe von „Stille Nacht, heilige Nacht". Begeistert fiel die Polizei mit Säbelhieben ein, und so hatten wir Berliner wieder einen genußreichen Tag in Sibirien verlebt.

Alfred Döblin

Neue Bücher

Von Rudolf Kurtz

Der Insel-Verlag in Leipzig hat ein „Hesperus Jahrbuch" herausgegeben, das aus unveröffentlichten Arbeiten von Hofmannsthal, Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder zusammengestellt ist. Homer, Euripides, Pindar und Dante werden in einer neuen deutschen Form geboten, Verse von Schröder und Borchardt, ein Essay von diesem über Stefan George schließen sich an. Dieser Essay ist ein Beginn, der mit bedeutender Haltung und gelehrter Pedanterie zugleich versucht, die gewaltige, fruchtbare Erscheinung des zeitgenössischen Lyrikers, in die deutsche Entwicklung einzureihen, der versucht, in dem beherrschten Pathos eines männlichen, sich seiner Nation verantwortlich fühlenden Geistes die im tiefsten Sinne gesellschaftliche Bedeutung des willig Vereinsamten darzustellen. Die Architektur dieser Prosa scheint mir das Bedeutendste zu sein, was seit Jacob Grimms „Kleinen Schriften" in ähnlichem Tonfall in Deutschland publiziert worden ist. Und der gleiche Schriftsteller reicht in seiner „Ode mit dem Granatapfel" einem Unterirdischen mit so unsäglich verdeutlichender Gebärde die Hand, so unwirkliche, einer tiefen Wiedererinnerung sich entringenden Töne quellen hervor: daß man bestürzt auf eine neue Feinheit des Hörens sich einstellt. Ich schweige von dem Euripides Hofmannsthal, ich schweige auch von Schröders Fragment einer Homerübertragung für das Erste. Aber die Tatsache, daß der Name Rudolf Borchardt in diese sichtbare Form gestellt wird, der abseits nur einem Gespräch über philologische Gegenstände (das mehr benutzt als genannt wurde), einer Rede über einen Dichter, einem dünnen Versbuch unterzeichnet war, verleiht dem Hesperus Jahrbuch eine Bedeutung, die es aus den gewöhnlichen Erscheinungen weit heraushebt. Sein Besitz gehört zu den Verpflichtungen der Bücherleser, die ein Interesse an der Literatur vorgeben.

Eine andere Neuausgabe des Insel-Verlags sind die „Nachtwachen des Bonaventura", deren Verfasser — seit Jahren ein beliebtes Streitobjekt gelehrter Detektivlust — nunmehr in einem ganz ganz Abseitigen von Heines nie begriffenen Lob sekundenlang belichteten Zigeuner von Franz Schulz entdeckt worden ist. Die spöttischen, von bunten Lichtern, Alkoholdunst und grinsendem Wahnsinn zärtlich umkreisten Träume des peripathetischen Nachtwächters, in denen Haß und selbstironische Vergeistigung zu einem geschwinden Rankenspiel sich kräuselt, sind in dieser schönen, wohltuend gedruckten Ausgabe jedem Freunde spätromantischer Künste zu empfehlen.

„Mercks Schriften und Briefe" von Kurt Wolff ausgewählt, zeichnen das Profil eines glatten, sorgfältig auf seine Haltung bedachten Höflings, dessen vielstimmige Flöte Echo zu jeder Frage gibt. Und unter dieser spiegelnden Gewandtheit die Bitterkeit des Bewußtseins einer ruinierten Existenz — ein Bewußtsein, das sich in dem bösen Drang zu desillusionieren Ausdruck schafft. Die hausbackene Klugheit des Schriftstellers entspricht dem Bild eines treuen Familienhauptes, das wir in dieser Zeit von jedem Gatten zu erwarten haben. Alles Sonderliche einer von vielen Magneten abgelenkten Existenz flüchtet sich in das essentielle Leben halb vertraulicher, halb für die Leser geschriebener Briefe — und gern erleben wir Wielands begeisterte Freundschaft, Goethes stürmische Hingabe. Die Gelegenheit, Goethe in seiner reichsten, strahlendsten Zeit in unmittelbarer Frische sich Ausdruck geben zu sehen; Wielands bedachtsame Bereitwilligkeit in den hellen Farben einer innigen Freundschaft lebhafter rinnen zu sehen, die Klugheit des angenehmsten Lebensphilosophen ohne die gezierte Ueberlegenheit seiner gedruckten Lebensweisheit spielend sich ergießen zu fühlen — wer wäre ein Freund jener Zeit, der an dieser Merck-Auswahl vorüberginge.

Im Verlag Albert Langen München ist Rabelais Gargantua erschienen. Die billige Rabelais-Ausgabe von Gelbcke leidet an mancher steifen Pedanterie, an einer zu ängstlichen Nähe des Originals, die dieser derben, kraftvoll berstenden Sprache eine gewisse matte Gedämpftheit, die lautlose Stille der Grammatikstunde gab. Regis' gelehrtenhaft künstelnde, archaistisch in tauben Spielereien erstarrte Verdeutschung ist nur in einer Luxusausgabe zu haben. Jetzt können wir die heitere Weisheit des Pfarrers von Meudon, die brutal laute Atmosphäre betrunkener Tischgespräche, die doch einer innigen Menschlichkeit voll sind, in dieser freien Umdichtung von Dr. Owlglaß und Engelbert Hegaur hören. Fröhlich hat man auf philologische Künste verzichtet, genießerischer Takt bildet nach, was eben heiter an Rabelais empfunden wurde, der nun — als ein Standbild — nach Stunden guter Hingabe an pantagruelische und panurgische Humore vor unseren Augen sich erhebt: roh und menschlich, derb und kühn, ein weiser Mönch und lachender Bacchusdiener. Und nicht geringeres Lob verdient Hegaurs Erneuerung des Simplizissimus, die mit kennerischer Schonung den Tonfall des renchener Schultheiß um eine Nuance dem modernen Schriftdeutsch annähert, ohne die innig hingegebene Naivität, die Weltfremdheit und Glaubenstreue Simplizii zu zerstören. Wenn es eine Aufgabe war — es ist eine — dem deutschen Volk eines seiner herrlichsten Güter zugänglich zu machen, so ist sie gelöst; und es bleibt nur übrig, das Wagnis des Verlags anzuerkennen, ein so umfangreiches Buch in würdiger Form für geringes Geld herauszugeben.

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

MAX BROD: Ein tschechisches Dienstmädchen
Verlag Axel Juncker, Berlin

JAKOB MICHAEL REINHOLD LENZ: Dramen / Band I der Neuausgabe der gesammelten Werke
Verlag Paul Cassirer, Berlin

BRJUSSOFF, VALERIUS: Erduntergang
Verlag Hans von Weber, München

CLAUDEL PAUL: Mittagswende / Drama
Verlag Hans von Weber, München

HEINRICH MANN: Die kleine Stadt / Roman
Leipzig Inselverlag

SHAKESPEARE IN DEUTSCHER SPRACHE / Herausgeben und zum Teil übersetzt von Friedrich Gundolf / Gesamte Ausstattung von Melchior Lechter
Erster Band: Die Römerdramen

PETER BAUM: Im alten Schloss / Novellen
Berlin Verlag Paul Cassirer

ELSE LASKER-SCHÜLER: Die Wupper / Drama
Berlin Verlag Erich Oesterheld & Co.

Gegen Ende des Monats erscheint die dreihundertste Nummer der Zeitschrift Die Fackel, Herausgeber Karl Kraus. Das Werk des kühnen Mannes und großen Wortkünstlers wird noch immer in Deutschland nicht genügend gewürdigt. Es sei daher an dieser Stelle nachdrücklich und eindringlich auf die Fackel hingewiesen.

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Malschulen

Studien-Atelier
Berlin W. 30, Habsburgerstr. 11
Akt-Kopf-Kostüm :: Zeichnen :: Malen :: Modellieren :: Stilleben :: Komposition :: Abendakt :: Ab Juli Akt, Landschaft an der See
Prospekt durch **Moritz Melzer**

Malschule
Müller-Schoenefeld
Atelier **Charlottenburg III**
Schillerstr. 3
Vormittag: Porträt u. Kostümmodell
Abend: Dauerakt
Atelier **Berlin W** / Lützowstr. 82
Vormittag: Akt
Nachmittag: Porträt
Abend: Skizzierübungen nach dem Akt
(2 Stunden 50 Pfg.)
Anfragen nach Schillerstr. 3

Berlin W. 35 / Potsdamerstr. 121a
Atelier
Clara Elisabeth Fischer
:: MALEN :: ZEICHNEN ::
Neu seit 1. November
Plakatkunst :: Graphik :: Eintritt jederzeit :: Näheres Prospekte

HANS BALUSCHEK
Maler
Schulatelier für Damen ::
BERLIN W., Lützow-Strasse 82
Atelierhaus, linker Aufgang
Prospekte Brief-Adresse:
Schöneberg - Berlin, Vorberg - Strasse 15

Schule für graphische Kunst

Potsdamer Strasse
Privatstrasse 121 G

MALSCHULE
System L. v. Kunowski
AKT / KOPF / STILLEBEN
Heinrich Richter
Eisenacher Strasse 103
Sprechstunden 12—1 Uhr

DEUTSCHE SMYRNA-TEPPICHE

handgeknüpft und mech. gewebt, fertigt in EINZEL-FABRIKATION auch nach besond. Künstler-Entwürfen

VEREINIGTE SMYRNATEPPICH-FABRIKEN A. G.

(ZENTRALE: BERLIN C 2, BURG-STRASSE 24) in ihren Fabriken
SCHMIEDEBERG i. R. ▪ COTTBUS ▪ HANNOVER-LINDEN
aus selbstgesponnenen reinen Garnen, in luft- und lichtechtesten Farben

Mechanisch gewebte hochflorige Smyrna-Teppiche

:: :: :: :: :: :: nahtlose Breite bis zu 6 Meter bei beliebiger Länge und Farbenstellung :: :: :: :: :: ::

KNÜPFTEPPICHE nahtlose Breite bis zu 12 Meter
IN JEDER STILART, FORM U. FARBENSTELLUNG

Haargarn-Läuferstoffe
:: :: :: :: bis zu 1,30 Meter breit :: :: :: ::

NEUHEIT! Deutsch-orientalischer Knüpfteppich „IRAN" D. R.-Patent
Besonders dichte, niedrig florige Qualität ECHTFARBIG AUS BESTEM KAMMGARN

Malutensilien

Mal- und Zeichenbedarf
W. & J. AMLER
Charlottenburg
STEINPLATZ 2
Telephon 1839 Telephon 1839

LEOPOLD HESS
SPEZIALGESCHÄFT
für Kunstmaterialien
BERLIN W 35 Genthiner Strasse 29

Hänse Herrmann

Künstlerische Lichtbilder
:: :: Heimaufnahmen :: ::

BERLIN W. / Potsdamerstrasse 134a
Nähe Potsdamerplatz
Fernsprecher: Amt VI, 14967

:: Permanente Gemälde- ::
Ausstellung erster Meister
Bilderrahmen-Fabrik

Spezialität im Zusammenstellen und Abtönen der Rahmen :: Lieferant der :: größten Künstler ::

HUMBERT CYBULSKI
Eingetragene Handelsfirma
Berlin W., Joachimsthalerstr. 12
Bahnhof Zoologischer Garten

HERRMANN HOFFMANN

SW 68 · BERLIN · SW 68
FRIEDRICHSTRASSE 50-51

Elegante Herrenmoden

HOHENZOLLERN Kunstgewerbehaus

Friedmann & Weber
HOFLIEFERANT IHRER MAJESTÄT
DER KAISERIN UND KÖNIGIN

W 8 · BERLIN · W 8
Leipzigerstrasse 13

WOHNUNGSEINRICHTUNGEN
KUNSTGEWERBE
ANTIQUITÄTEN UND STOFFE

Auslieferung für Österreich-Ungarn M. Braunschweig Wien IX / Verantwortlich für die Schriftleitung in Österreich-Ungarn: Otto Soyka

Verein der Theater- und Konzertfreunde

im Mozart-Saal **7** im Mozart-Saal

Celebritäten-Abende

1.	Donnerstag, den 3. März, 8¼ Uhr: Irene Triesch **Vortrags-Abend**
2.	Dienstag, den 8. März, 8¼ Uhr: :: Therese und :: Arthur Schnabel
3.	Donnerstag, den 10. März 8¼ Uhr: Franz Naval :: Lieder-Abend ::
4.	Mittwoch, den 16. März, 8¼ Uhr: :-: Hermann Gura :-: **Lieder- und Balladen-Abend**
5.	Sonnabend, den 19. März, 8¼ Uhr: Gabriele Reuter : :-: :-: *Barth'sche* :-: :-: *Madrigal Vereinigung* Dr. Marx Moeller
6.	Mittwoch, den 23. März, 8¼ Uhr: Julia Culp **Lieder-Abend**
7.	Dienstag, den 29. März, 8¼ Uhr: Lula Mysz-Gmeiner **Volkslieder-Abend**

Preise der Plätze: 4 M., 3 M., 2 M., 1,50 M., 1 M.,
im Abonnement (alle 7 Abende) bis 1. März abends
21 M., 16,75 M., 10,50 M., 7,90 M., 5,25 M.

Vorverk. b. Bote & Bock, A. Wertheim u. im Mozartsaal

☛ **Da der Verein nur eine beschränkte Anzahl Karten öffentlich abgibt, empfiehlt es sich, baldmöglichst zu bestellen**

Verlag F. HARNISCH & Co., Berlin W 57

DR. REBAJOLI'S Italienische Unterrichts-Methode für Schulen

Lehrbuch der italienischen Sprache

I. Stufe. Gebunden Mark 2,—. (Für Anfänger)

Diese kurzgefasste aber durchaus übersichtliche Grammatik beschränkt sich darauf, von den Formen, Regeln und Vokabeln nur das zu bieten, was zum alltäglichen Gespräch unbedingt erforderlich ist. Das kleine Werk eignet sich auch besonders zum Zwecke, Damen und Herren, die eine Reise nach Italien vorhaben, eine allgemeine Kenntnis der Sprache zu verschaffen, oder bereits erworbene Kenntnisse in kurzer Zeit aufzufrischen.

II. Stufe. Geb. Mk. 4.—. (Für Vorgeschrittene)

Als Fortsetzung der I. Stufe für diejenigen Schüler gedacht, die eine gründliche Kenntnis des gesamten grammatischen, syntaktischen und lexikalischen Sprachschatzes anstreben. Diese zweite Stufe enthält ein italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch, das dem Lernenden jedes weitläufigere Lexikon vollauf ersetzen dürfte.

FRANZ HOLZAMER BERLIN W 50

Nachodstr. 36-37 / Telephon Wilmersdorf 4070 / Bankkonto Deutsche Bank

Werkstatt für künstlerische Innenausstattung

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI

SIEGFRIED SEEGER

BERLIN S 42, RITTERSTRASSE 26

TELEPHON AMT IV, 1045 ▪▪ TELEPHON AMT IV, 1045

ILLUSTRATIONSDRUCK, SETZMASCHINEN, BUCHBINDEREI STEREOTYPIE, MODERNSTES SCHRIFTENMATERIAL

Spezialität: Druck von Broschüren, Katalogen, Zeitschriften, Werken, Massenauflagen ▪ Buntdruck

Verlag „Der Sturm"

Wir übernahmen in unserm Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Julius Rosenthal Filiale

Geschäftsbücher und Kontorbedarf G. m. b. H.

BERLIN W BEHRENSTRASSE 30 ECKE CHARLOTTENSTR.

GESCHÄFTSBÜCHER-FABRIK
Buchdruckerei Papier- u. Schreibwaren

Feine Briefpapiere für Geschäfts u. Familienbedarf / Briefordner, Wirtschaftsbücher, Durchschreibebücher / Albums f. Postkarten, Zeitungsausschnitte, Photographien / Anfertigung von Visiten- u. Einladungskarten, Familienanzeigen

:: :: :: :: SPEZIALITÄT: :: :: :: ::

Schreib- und Manuskriptpapiere

Blocks in allen Grössen (Manuskriptblocks in Quartformat) ▪ Füllfederhalter für die Tasche ▪ Tintenstifte in verschiedenen Qualitäten u. Preislagen ▪ Sicherheits-Füllfedern Stylographic Pens ▪ Korrespondenz-, Journal-, Unterschrifts- und Manuskriptmappen ▪ Löschmappen und Schreibunterlagen ▪ Gesamter Schreib- und Schreibtisch-Bedarf

In Berlin erscheinende französische Zeitschrift

JOURNAL d'ALLEMAGNE

Zur Vervollkommnung in der französischen Sprache gut geeignet

Abonnementspreis vierteljährlich 1,50 M

DER DEMOKRAT

Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1
Probenummern frei d. den Verlag Gr.-Lichterfelde, Manteuffelstr. 16

Die Fackel

Herausgeber
Karl Kraus

Soeben erschienen
Nummer 298—299

Aus dem Inhalt: Karl Kraus: Prozeß Kolischer / Zwei Beiträge von Ferdinand Kürnberger / Joseph Schöffel: Zwei Briefe / L. E. Tesar: Oskar Kokoschka / Karl Kraus: Die Wochen des Todes und andere Glossen

Doppel-Nummer 50 Pfg

Überall erhältlich
Werbeband der Fackel 50 Pfg.
210 Seiten stark

Preis 1 Mark **Preis 1 Mark**

Menthol-Malz-Dragées

Sicheres Mittel gegen akute Katarrhe der Atmungsorgane / ermöglicht Schauspielern und Sängern sofortigen Gebrauch der erkrankten Organe

ZAHLREICHE ANERKENNUNGEN

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien / Alleinige Fabrikantin „Pharmacia" / Fabrik für pharmaceutischen Bedarf / Berlin-Halensee

Wohlschmeckend **Sicher wirkend**

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Lothar Homeyer / Verlag: Der Sturm, Homeyer, Berlin-Halensee / Druck von Siegfried Seeger, Berlin S. 42